

ELLEN DUNNE

SCHWARZE SEELE

Ein Fall für Patsy Logan
Kriminalroman



insel taschenbuch 4683

Ellen Dunne

Schwarze Seele



Ein vermisster Ire wird tot aus dem Schwabinger Bach gezogen. Die Lage scheint klar: ein tragischer Unfall. Patsy Logan, deutsch-irische Kommissarin bei der Münchner Kripo, stößt bei den Ermittlungen trotzdem rasch auf Ungereimtheiten. Denn Donal McFadden hatte ebenso viel Charme wie Feinde, und das in seiner engsten Familie.

Aber eine Theorie nach der anderen endet in der Sackgasse. Und während Patsy sich gegen zunehmende interne Widerstände in den Fall verbeißt, beginnt auch ihre vom unerfüllten Kinderwunsch angeschlagene Ehe zu bröckeln. Dann liefert ein zweiter Todesfall einen wichtigen Hinweis. Doch die Wahrheit ist komplizierter – und schockierender – als jede Theorie.

Ellen Dunne, 1977 geboren, arbeitete als Texterin/Konzeptionistin in Werbeagenturen, danach in verschiedenen Positionen bei Google im Europa-Hauptquartier in Dublin. Sie lebte in Berlin, München und Mexiko-Stadt, seit 2004 in Dublin.

Zuletzt ist von ihr im Insel Verlag erschienen: *Harte Landung* (it 4588).

ELLEN DUNNE

SCHWARZE SEELE

Ein Fall für Patsy Logan

Kriminalroman

Insel Verlag

Erste Auflage 2019
insel taschenbuch 4683
Originalausgabe

© Insel Verlag Berlin 2019

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlagfoto: Michael Fellner/Getty Images; FinePic®
Umschlag: zero-media.net, München

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36383-5

SCHWARZE SEELE

Britta, der hier ist für dich

Prolog: Donal, an Halloween

Kurz vor dem Ende holt ihn die Kälte des Wassers noch einmal zurück an den Rand des Bewusstseins. Nahe genug, um die Stimmen über sich zu hören. Nahe genug, um zu begreifen: Die Menschen da oben in der Dunkelheit sind seine letzte Chance.

Sie lachen. Grölen Unverständliches. Deutsche, natürlich. Trotzdem. Sie müssen ihn hören.

Help!

Aus seinem Mund kommt gar nichts. Aber hinein. Wasser. Er schluckt Bitterkaltes, Erdiges, hustet und prustet, schluckt noch einmal, aber da ist noch mehr. Wasser, überall. Es zieht und saugt an ihm. Dringt in seine Ohren ein und in die Nase.

Die Bäume, sie strecken ihre knochigen Äste nach ihm aus. Ihr müdes Laub raschelt im Wind, als wollte es ihn beruhigen. Mundtot machen.

Er versucht, sie zu fassen zu bekommen, doch das Wasser umfängt ihn, hält ihn zurück, eisern und sanft. Betäubt seinen Körper, macht seinen Verstand zu Blei. Wo Adrenalin sein sollte, ist nur stockendes Blut.

Help! I can't swim!

Mehr Wasser. Mehr Husten. Wasser anstatt Atem.

Dann auch keine Stimmen mehr.

Die Deutschen sind weg, weitergezogen, irgendwohin.

Nur das Wasser ist noch da.

Und die Bäume.

Schhhh, sagen sie.

Dienstag, 7. November

*Pull me close look into my eyes
Smile at me when you stick in the knife*

Tom McRae, »Karaoke Soul«

1

Ein Traum spülte mich aus der Schwärze zurück ins Schlafzimmer. Eine dunkle Welt aus Schemen und Schatten. Und doch immer noch besser als die, aus der ich gerade kam.

Eine Weile wartete ich. Nichts als Stille. Der Schein der Straßenlaternen, gedämpft von cremefarbenen Vorhängen. Der Traum hatte nicht mehr als ein diffuses Grauen hinterlassen und die Gewissheit, dass ich ihm nicht zum ersten Mal begegnet war heute Nacht. Ein Wiedergänger, der mich seit fast einem Jahr regelmäßig heimsuchte.

Fünfter Dezember.

Mein Puls vibrierte gegen die Bettdecke, die ich mit Stefan teilte. Mein Mann schlief, geräusch- und regungslos wie immer, ein menschlicher Anker, der seine Seite des Bettes ganz ausfüllte und trotzdem nie die Grenze zu meiner überschritt.

Meine Hände unter der Decke betasteten meinen Unterleib. Auch so ein Reflex der letzten Monate. Die Suche nach einem zweiten Herz in meinem Bauch. Dem Flimmern von neuem Leben. Ich hatte es mit eigenen Augen gesehen. Letzten Dezember bei Dr. Wahlheimer in der Klinik. Ein Wunder, so lange Klischee, bis es vor den eigenen Augen pulsiert; ein Wunder, das mich die Sprache gekostet hatte und Stefan spontane Freudentränen. Nur Dr. Wahlheimer war ruhig geblieben, sein sonst strahlendes Lächeln gedimmt.

»Es ist ein wenig klein für acht Wochen«, hatte er gesagt. »Das muss aber nichts bedeuten. Beim nächsten Termin sehen wir nochmal nach dem Rechten.«

Der Termin hatte nie stattgefunden.

Nach zwei Tagen voller Ängste in einer bisher nie gekannten Intensität, die in mir hochgestiegen waren wie Giftblasen, hatten die Krämpfe eingesetzt. Dann die Blutungen. Krankenhaus. Das Ende.

Fünfter Dezember. Fast ein Jahr.

Es sei bloß der erste Versuch gewesen, hatte Stefan mich mit erstickter Stimme getröstet. *Das nächste bleibt bei uns, du wirst sehen.*

Inzwischen waren wir beim vierten Versuch.

Ich stand auf, sah den Schneeflocken draußen zu, wie sie hinunter auf die Breisacher Straße taumelten. Tappte dann barfuß und im T-Shirt hinaus auf den Gang, in die Wohnküche, zum Kühlschrank. Öffnete ihn versuchsweise. Letzten Dezember hatte mich Kühlschrankgeruch regelmäßig zum Kotzen gebracht. Diesmal: nichts. Nur Medikamentenschachteln, Einwegspritzen und Applikatoren. Ein Menü an Ersatzhormonen, überlebenswichtig für meine im Labor erzeugte Schwangerschaft. Falls es eine war.

Positiv denken. Negative Gedanken sind schlecht fürs Kind, hatte Stefan mir schon beim ersten Versuch eingebläut. Ganz der Psychologe.

Ich schloss die Kühlschranktür wieder. 5.16 Uhr.

Sich noch einmal hinlegen? Sinnlos. Dann lieber früher ins Präsidium. Dort konnte ich immer noch positiv denken.

Ludwig, der Labrador, war nougatbraun, wedelfreudig und trotz seines fortgeschrittenen Alters noch äußerst agil – ein Lichtblick für alle, die ihm begegneten.

Dasselbe konnte man von seinem Besitzer nicht behaupten. Seit er die Menschen kenne, liebe er die Tiere, bediente sich Martin Geiselmayr gerne bei Schopenhauer, um seinen in die Mittvierziger vorgezogenen Altersgrant zu legitimieren.

Er führte das Antiquariat seiner Eltern in der Siegesstraße, war nach frühen Enttäuschungen in der Liebe überzeugter Junggeselle und hing, wie er gern betonte, nicht besonders an seinem »Drecksleben«. Eine Einstellung, die sich an diesem Morgen ändern sollte, denn da begegnete er dem Tod.

Bei ihrer üblichen Runde um fünf Uhr morgens waren er und Ludwig die Ersten am Kleinhesselohrer See. Wenig überraschend: Einem föhnigen Allerheiligen mit knapp zwanzig Grad war der Wintereinbruch auf dem Fuß gefolgt. Die Schauer vom Abend hatten sich in der Nacht zuerst zu Dauerregen, dann zu patzigem Schnee verdichtet, der sein Spitzendeckchen über den Englischen Garten breitete. Bis zum Morgen grauen waren noch mehrere Zentimeter dazugekommen.

Kein guter Tag. Bei diesem Wetter würden sich wieder viel zu viele Passanten ins Antiquariat flüchten und mit ihren feuchtkalten Fingern über die Sammlung historischer Magazine tappen, ohne etwas zu kaufen. Nur Ludwig würde glücklich sein über all die zusätzliche Aufmerksamkeit. Aber der war ja immer glücklich, so wie alle, die es nicht besser wissen.

»Alles Zeitverschwender. Schönwetter-Indianer«, murmelte Geiselmayr. Aber zumindest konnte er den Hund jetzt mal frei rumlaufen lassen, ohne dass sich gleich jemand darüber aufregte.

Ludwig war, kaum von der Leine befreit, zurück in Rich-

tung Schwabinger Bach davongestoben. Er liebte es, darin ohne Rücksicht auf die Wassertemperatur nach Treibgut zu fischen und es an Land zu schleppen.

»Ludwig!«

Das Tier war ein hechelndes Phantom, das – immer dem Instinkt nach, dem Wasser entgegen – nur hin und wieder, in stetig wachsender Entfernung den Lichtkegel von Geiselmayrs Stirnlampe kreuzte, während sein Besitzer ihm vergeblich befahl zurückzukommen.

Es war selten, dass Ludwig sich und seine Folgsamkeit vergaß. Vielleicht lag es am Schnee. Der kostete auch die Menschen regelmäßig den Verstand.

Schnaufend lief Geiselmayr hinterher. Flocken fegten in seine Augen, gegen seinen Anorak. Der Gehweg hinüber in Richtung Schwabing schlüpfrig vom Schnee und den vielen Blättern, die der Sturm über Nacht von den Bäumen gerissen hatte. Auf den zweihundert Metern zur Brücke hinüber zur Liebergesellstraße kam er gleich mehrmals ins Rutschen.

»Ludwig, Herrschaftszeiten!«

Der war bereits die Böschung hinunter verschwunden. Ein entschlossenes Bellen, ein Platschen, weg war er. Geiselmayr ihm nach, ohne nachzudenken. Wäre nicht der erste Hund, den es wegen Hochwasser abtreibt – und dann gute Nacht.

Noch mehr Schneematsch, feuchte Blätter, regengesättigter Boden. Geiselmayr fiel und rutschte. Erst am Rand des schon fast über die Ufer getretenen Baches fing er sich. Hier war es geringfügig heller als im Park. Straßenlampen und die ersten Lichter in den Fenstern des Gästehauses am gegenüberliegenden Ufer blinzelten zaghaft durch das entlaubte Geäst der Böschung und den dichter werdenden Schneefall. Nach der Schwärze im Park nun überall weichgraue Schemen. Von den Bäumen tropfte der Schneematsch ...

Und da war er, sein Ludwig, auf halbem Weg zwischen dem Ufer und einer von Stauden und Bäumen überwucherten kleinen Insel, die den Schwabinger Bach spaltete. Er paddelte gegen die Strömung an, seine Kiefer verbissen in einen dicken Ast, den er mit sich an Land zu bringen versuchte. Prustete vor Anstrengung und kam doch kaum voran. Der Ast hing irgendwo unter der Wasseroberfläche fest.

»Lass gut sein, Luggi. Komm raus.«

Ludwig ließ nicht gut sein. Grunzte durch die Lefzen, zerrte weiter an seiner Beute. Atemwölkchen stiegen auf. Ruckartig machte er einen halben Meter Fortschritt, steckte dann wieder fest.

Sturschädel.

Zumindest war er jetzt nah genug am Ufer, dass Geiselmayr ihn rausziehen konnte, notfalls gemeinsam mit dem Ast. Er kniete sich auf den schlammig schmatzenden Untergrund. Nach zwei Fehlschlägen bekam er Ludwig am Halsband zu fassen. Noch immer weigerte der sich loszulassen.

»Jetzt lass aus, du saufst mir noch ab.«

Geiselmayr versuchte, den Ast aus den Fängen seines Hundes zu reißen. Die Rinde war weich und schleimig. Der Ast drohte ihm zu entgleiten, doch er hielt ihn fester, zog noch einmal ruckartig daran. Was auch immer ihn zuvor unter Wasser festgehalten hatte, gab ihn jetzt frei.

Während Ludwig, der nun endlich abgelassen hatte, an Land hechelte und sich ausgiebig schüttelte, zog Geiselmayr das schwere Treibgut näher zu sich heran und studierte vor Anstrengung schnaufend im blauen LED-Schein seiner Stirnlampe, in was sein Ludwig sich da verbissen hatte.

Sein Magen war schneller als seine Auffassungsgabe und schickte eine Portion Säure die Speiseröhre hoch, noch bevor sich das goldene Glitzern in den vermeintlichen Zweigen als

Ring und die Zweige selbst als aufgequollene grünliche Finger
entpuppten.

Nein, eindeutig kein Ast.

8.00 Uhr, die tägliche Fallbesprechung. Natürlich hätte ich es schon beim ersten Schritt in den Besprechungsraum ahnen müssen. Die Art, wie Konstantin den Blick senkte. Das ironische »Guten Morgen, Patsy« des Kollegen Reitsamer. Das honigsüße Lächeln von Lisa, unserer kürzlich zur »Office Managerin« mutierten Sekretärin.

Ich registrierte alles, kapierte nichts. Wahrscheinlich wegen des Schlafmangels, oder weil ich die drei Tage davor abwechselnd in einem Ruheraum, einem Swimmingpool oder unter den Händen eines Massagetherapeuten verbracht hatte. Noch viel wahrscheinlicher aber, weil mein Kopf voll war mit einem ganzen Arsenal unnützer Gedanken. Gedanken an morgen. An den Schwangerschaftstest, der entweder den Erfolg oder Misserfolg unserer vierten künstlichen Befruchtung anzeigen würde. Zum ersten Mal war ich wirklich nervös. Dabei kannte ich das Ergebnis schon.

Als ich endlich erkannte, was los war, stimmte Kris Meyerhofer bereits ein dissonantes »Happy Birthday« an. Die meisten anderen Kollegen fielen mit ein, mehr oder weniger peinlich berührt.

Rehrücken, selbstgebacken. Tischfeuerwerk. Sogar eine Karte: »40 Jahre« stand da zwischen einer Menge Ballons und Konfetti. Unter die 40 hatte jemand mit schwarzem Edding ein »minus 1« und einen schiefen Smiley gemalt. Ein klassischer Konstantin.

»Damit du dich schon mal an die Vier gewöhnst«, sagte er grinsend. Die Kollegen fanden es natürlich ungemein lustig.

Mein Vorgesetzter und ich waren jahrelang Partner auf Streife und später Kollegen in der Mordkommission gewesen. Manchmal behandelte er mich noch so. Nicht immer mit dem besten Timing.

Ich lachte trotzdem mit, nippte am Sekt im Plastikbecher, den man mir überreicht hatte. Im Büro wussten – inoffiziell – alle von meiner Fehlgeburt. Enthaltbarkeit würde zumindest Lisa sofort auffallen, mich wieder unters Brennglas ihrer Neugier rücken. Lieber nicht.

Ich wickelte zwei Geschenke aus dem Superhelden-Papier. Krimis. Kein Polizist außer mir liest sowas. So viel aufregender als mein eigenes Leben. Außerdem bringen sie mich zum Lachen. Das wussten offenbar auch schon alle.

Ich blinzelte rasch die Rührung weg – etwas, was mir bislang vollkommen fremd gewesen war, doch seit ich jeden Tag Hormone in mich hineinpumpte, wurde ich ihrer kaum mehr Herr. Hoffentlich merkte das hier keiner.

Meinen Dank wehrte Konstantin kauend ab. »Hat unser Spaß-Komitee organisiert.«

Er meinte Kris Meyerhofer. Seit wir letztes Jahr gemeinsam an einem Mordfall in einem Online-Start-up gearbeitet hatten, rumorte in ihr die Sehnsucht nach einem harmonischen Arbeitsumfeld, die sie mit allerlei Vorschlägen für gemeinsame Aktivitäten und allgemeiner Nettigkeit umzusetzen versuchte. Ein Kampf gegen Windmühlen, hatte ich gedacht. Doch Kris' an Irrsinn grenzende Ausdauer zersetzte inzwischen sogar den härtesten Widerstand. Geburtstage waren hier noch nie offiziell gefeiert worden.

Hätte ruhig so bleiben können.

»Wie war's am Tegernsee?«, fragte sie, während es an Lisa hängenblieb, den Tisch abzuräumen. Klang eher höflich als interessiert. Kris sah abgekämpft aus. Aus ihrem sonst stets frisch gefärbten, seit einigen Monaten magentafarbenen Pixie-Cut spross dunkelblonder Nachwuchs. Wahrscheinlich überarbeitet, wie wir alle.

»Schön.« Ich hielt mich an die Kurzfassung. Das war nicht

gelogen, Stefan hatte keine Mühen gescheut: 5-Sterne-Hotel, 5-Gänge-Menü, Seepanorama, das Laub des Herbstwaldes ringsum wie in Flammen, der blaue Himmel mit fedrigen Föhnwolken durchsetzt.

Dass ich mich das gesamte verlängerte Wochenende über nach meinem Schreibtisch gesehnt hatte, war wirklich nicht seine Schuld gewesen.